

Thesen zur Agrarökologie in der Schweiz und darüber hinaus

1 Die Landwirtschaft ist ineffizient.

Anders als die Industrie nutzt die Landwirtschaft Lebewesen und stellt ihre Produkte direkt aus ihnen her. Damit hat sie in einer industrialisierten Wirtschaft einen gewichtigen Nachteil, denn Lebewesen sind ›ineffizient‹: Sie sind angewiesen auf Boden, Wasser und Sonnenenergie. Davon gibt es nicht unbeschränkte Mengen und nicht das ganze Jahr gleich viel. Eine Fabrik kann das ganze Jahr rund um die Uhr produzieren – zumindest, wenn Energie und Rohstoffe verfügbar sind und die ArbeiterInnen nicht streiken. Eine Kuh oder ein Gemüsefeld kann das nicht. Darum kann Landwirtschaft nicht im industriellen Sinn effizient sein. Wer sie wie eine Industrie behandelt, hat bald mit kaputten Böden, herbizidresistenten Unkräutern und anfälligen Hochleistungstieren zu kämpfen. Dafür hat Landwirtschaft das Potenzial, im ursprünglichen Sinn nachhaltig zu sein. Ökologische Landwirtschaft zerstört ihre eigenen Grundlagen nicht.

2 Es ist nicht alles schlecht in der Schweiz.

Die Schweizer Landwirtschaft ist im internationalen Vergleich immer noch kleinräumig. Das ist allerdings keine Garantie für ökologische Produktion: Auch kleine Betriebe können viel Kunstdünger und viele Pestizide einsetzen, Hochleistungstiere halten und Syngenta-Sorten säen. Trotzdem hat die Kleinräumigkeit Vorteile: Die Wege vom Hof zum Verarbeitungsbetrieb sind relativ kurz, und es gibt noch viele kleine und mittlere Unternehmen in der Lebensmittelverarbeitung – in Deutschland sind sie fast verschwunden – und noch viele Betriebe, die sich nicht auf einen Betriebszweig spezialisiert haben, sondern Ackerbau und Tierhaltung kombinieren. Das ist sinnvoll: Der Mist der Tiere düngt den Acker.

Nur wer den Ökologischen Leistungsnachweis (ÖLN) einhält, erhält in der Schweiz Direktzahlungen. Der ÖLN ist zwar aus ökologischer Sicht nicht streng genug, aber er legt doch einige wichtige Grundlagen fest. Im Ackerbau ist eine Fruchtfolge vorgeschrieben, es ist also nicht möglich, jedes Jahr die

Bettina Dytrich

Journalistin, Buchautorin und Redaktorin der Wochenzeitung WoZ mit den Schwerpunkten Ökologie und Landwirtschaft.



gleiche Kultur anzubauen. Vielfältige Fruchtfolgen sind ein natürlicher Schutz vor Unkräutern und Schädlingen, und sie helfen, die Bodenfruchtbarkeit zu bewahren. Eine Düngerbilanz begrenzt die Überdüngung, wenn auch auf zu hohem Niveau.

Der Bioanteil ist in der Schweiz mit über 15 Prozent der Fläche immer noch viel zu tief, aber im internationalen Vergleich hoch. Das Tierschutzgesetz setzt der Dauer von Schlachtiertransporten Grenzen. Und es gibt Höchsttierzahlen für Mastbetriebe – in der EU undenkbar.

3 Billig zerstört die Welt.

Die überwältigende Mehrheit der Bäuerinnen und Bauern dieser Welt ist aus verschiedenen Gründen nicht konkurrenzfähig. Nur die wenigsten können mit Weltmarktpreisen mithalten. Diese orientieren sich an den Weltregionen mit den günstigsten Bedingungen: an Ländern, wo der Boden flach und fruchtbar ist, die Löhne tief und die Umweltschutzgesetze schwach sind. Dort – vor allem in Teilen Südamerikas – etablierte sich aber keine bäuerliche Landwirtschaft, sondern ein gnadenloses Agrobusiness mit enormem Pestizideinsatz und Grossgrundbesitzern, die vor Mord nicht zurückschrecken. Anderswo, etwa in Südeuropa, führt die Billigproduktion von Früchten und Gemüse zu Strukturen, die nicht weit von Sklaverei entfernt sind. Der Run auf billiges Essen zeitigt zudem Tierquälerei und zerstört Böden.

Natürlich können sich viele Menschen kein teures Essen leisten. Aber dieses Problem lässt sich nicht mit Billigfood lösen, wie der belgische Jurist Olivier de Schutter, ehemaliger Uno-Sonderbeauftragter für das Recht auf Nahrung, betont: »Bauern sind die Opfer eines Systems, in dem billiges Essen ein Ersatz für Sozialpolitik geworden ist. Wir bezahlen ihnen nicht genug und kompensieren das mit Subventionen. Wir sollten uns wirklich an den Gedanken gewöhnen, dass die wahren Kosten des Essens viel höher sind. Klar ist das Leben für arme städtische Familien auch in Europa hart, aber wir sollten ihnen mit sozialpolitischen Mitteln helfen: mit höheren Löhnen, besserem sozialem Schutz – nicht mit billigem Essen, das oft von schlechter Qualität ist und krank macht.«¹

4 Es geht nicht nur um Landschaftspflege ...

Manche UmweltschützerInnen reduzieren Landwirtschaft auf Landschaftspflege und Biodiversitätsförderung. Sie betrachten nur die Fläche und was auf ihr wächst und lebt. Natürlich ist dieser Fokus wichtig, aber er reicht nicht aus, um zu beurteilen, wie umweltschonend die Produktion gesamthaft ist. Dazu ist es nötig, die ganze Kette anzuschauen: auch



Verarbeitung, Handel, Transporte und Verschwendung. Die Schweiz könnte – auf den ersten Blick – viel »naturnäher« werden, wenn sie die Landschaftspflege ganz auf Biodiversitätsförderung ausrichten und einen Grossteil der Lebensmittel importieren würde. Doch beim Betrachten der Gesamtökobilanz sähe es anders aus.

Die Schweiz hat hervorragende Ackerböden und ein – zumindest noch – günstiges Klima. Wegen der Klimaerwärmung und falscher Bewirtschaftung gibt es beides weltweit immer weniger. Nur schon deshalb ist die Schweiz verpflichtet, einen relevanten Anteil ihrer Nahrung selbst zu produzieren. Wenn alle weniger Fleisch essen, lässt sich der Selbstversorgungsgrad noch stark steigern (siehe Punkt 6).

5 ... aber Produktivismus ist auch keine Lösung.

Biolandbau ist unverantwortlich – das ist ein beliebtes Argument von konventionellen Landwirten und Agrarchemielobbyistinnen. Denn die Bioerträge sind tiefer, also braucht Biolandbau mehr Land und konkurrenziert Naturschutzgebiete. Kurz: Bio kann die Welt nicht ernähren. Und es ist nicht ganz falsch: Mit den heutigen Konsumgewohnheiten benötigt Biolandbau tatsächlich zu viel Land. Aber Bio kann die Welt problemlos ernähren, wenn weniger Essen verschwendet wird und weniger Nutztiere, vor allem weniger Schweine und Hühner, gehalten werden. Das hat das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) in einer Studie gezeigt.²

Seit dem 19. Jahrhundert sind die Agrarforschung und die Agrarpolitik der meisten Staaten auf Ertragsmaximierung fixiert. Historisch ist das verständlich – man wollte um jeden Preis Hungersnöte vermeiden –, doch es hat mehr Schaden angerichtet als Nutzen gebracht und verursacht sogar Hunger. Um noch einmal Olivier de Schutter zu zitieren: »Das Hauptproblem ist die Idee, dass wir grosse Mengen Nahrung produzieren müssen, um die Armen zu ernähren. Man hat den Ländern des Südens lange geraten, Baumwolle, Kaffee oder Kakao für den Export anzubauen und die Grundnahrungsmittel zu importieren. Die EU produziert dafür mit hohen Subventionen Überschüsse und exportiert sie zu Dumpingpreisen. So sind die armen Länder regelrecht süchtig nach billigem Essen geworden. Das fördert Investitionen in lokale Ernährungssysteme natürlich überhaupt nicht – und wenn die Preise auf den internationalen Märkten steigen, sitzen diese Länder in der Falle.«³

Umweltschonende Landwirtschaft und Ernährungssicherheit sind kein Widerspruch. Und die Teilung der Welt in eintönige Felder und vielfältige Naturschutzgebiete ist keine Lösung. Natürlich brauchen manche Arten Schutzgebiete, aber auch Agrarlandschaften können un-



glaublich vielfältig sein, wenn auf Pestizide verzichtet wird und Strukturen wie Hecken, Wasserläufe und Trockenstandorte geschützt oder neu geschaffen werden.

6 Es geht nur mit weniger Tieren.

Eine vernünftige Agrarpolitik ist also nur mit weniger Tieren möglich. Das gilt auch für die Schweiz, die über eine Million Tonnen Tierfutter im Jahr importiert. Mit diesem Getreide und Soja könnte man viel mehr Menschen ernähren, wenn man es selber essen würde. Ausserdem wird ein Teil der importierten Nährstoffe in Form von Mist und Gülle wieder ausgeschieden, überdüngt die Ökosysteme, trägt so zur Verarmung der Pflanzenwelt bei und gefährdet die Wasserqualität.

Die Lösung heisst aber nicht Veganismus. Kühe, Schafe und Ziegen können sich allein von Gras ernähren und so Hügel und Berge nutzen, die man nicht pflügen kann, und nebenbei vielfältige Landschaften pflegen. Reduziert werden sollten auch in der Schweiz vor allem Geflügel und Schweine, und zwar radikal: Damit die Rechnung der FiBL-Studie aufgeht, müssen achtzig Prozent der Hühner und neunzig Prozent der Schweine weg.⁴

Davon sind wir allerdings weit entfernt: Noch immer isst jedeR BewohnerIn dieses Landes fast ein Kilo Fleisch pro Woche. Dass die LandwirtInnen diesen Markt bewirtschaften wollen, kann man ihnen nicht verübeln. Und gegen die Überdüngung mehr Fleisch zu importieren, wie manche vorschlagen, ist aus Tierschutzsicht fragwürdig und verlagert das Problem bloss. Die ganze Gesellschaft ist in der Pflicht, den Fleischkonsum zu reduzieren. Als Erstes sollten die Subventionen für Fleischwerbung abgeschafft werden. Futterimporte liessen sich mit Zöllen reduzieren, die Gastronomie muss sich verändern.

7 Viele machen es schon.

Zum Beispiel solidarische Landwirtschaft: KonsumentInnen arbeiten direkt mit Bauern und Gärtnerinnen zusammen, verpflichten sich, für mindestens eine Saison deren Produkte abzunehmen, bezahlen im Voraus und arbeiten oft auch auf dem Feld mit. Den ProduzentInnen gibt das Sicherheit, den KonsumentInnen spannende Einblicke in die Landwirtschaft und beiden viele neue Kontakte.⁵

Oder das Puschlav: Im Bündner Südtal werden 96 Prozent der Landwirtschaftsfläche biologisch bewirtschaftet. Zehn Hotels und Restaurants sind beim Label ›100% Valposchiavo‹ dabei. Sie verpflichten sich, mindestens drei Gerichte aus lokalen Zutaten anzubieten – die meisten in Bioqualität. Auch in den Läden sind Bioprodukte aus dem Tal sehr



präsent. Die LandwirtInnen werden als LebensmittelproduzentInnen ernst genommen und dienen nicht als touristische Kulisse.

Oder die Genossenschaft Biofarm: 1972 gegründet, gehört sie zu den Pionierorganisationen des Schweizer Biolandbaus. Ihre MitarbeiterInnen planen zusammen mit LandwirtInnen den Ackerbau und beraten sie in der Praxis, nehmen ihnen die Rohstoffe ab, verarbeiten und vertreiben diese und liefern auch gleich noch das Kochbuch dazu. Dank Biofarm gibt es Produkte aus alten Nutzpflanzen wie Hirse oder Öllein und aus exotischen wie Quinoa in Bioqualität, in der Schweiz angebaut.

8 Das Bundesamt für Landwirtschaft sagt es schon.

Auf der Website des Bundesamts für Landwirtschaft (BLW) findet sich ein Diskussionspapier des Schweizer FAO-Komitees: »Agroecology as a Means to Achieve the Sustainable Development Goals«. ⁶ Das Komitee ist eine offizielle Ausserparlamentarische Kommission, die die Verbindung zur Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Uno (FAO) aufrechterhält. Das Papier zitiert diverse Studien und kommt zum Schluss, dass es Massnahmen brauche, »um Lebensmittelverschwendung zu reduzieren, das Ernährungsverhalten zu beeinflussen und die Konkurrenz zwischen Nahrung, Futter, Treibstoff und Bioökonomie-Rohstoffen auf Ackerland zu reduzieren«. Agroökologie solle verstärkt an den Universitäten gelehrt werden, und die Definition von Nachhaltigkeit in der Landwirtschaft müsse »über das Effizienz-narrativ hinaus erweitert« werden. Wenn die Schweiz die Arbeit ihres eigenen Komitees ernst nehmen und ihre Politik danach ausrichten würde, wären wir weiter.

Anmerkungen

- 1 Interview der Autorin mit de Schutter: www.woz.ch/1834/ernaehrungspolitik/billiges-essen-ist-zum-ersatz-fuer-sozialpolitik-geworden.
- 2 Dyttrich 2017: Mehr Bio, weniger Schwein. In: <https://www.woz.ch/1747/agrarforschung/mehr-bio-weniger-schwein>.
- 3 Wie Fussnote 1.
- 4 Dyttrich 2017, ebd.
- 5 Dyttrich 2015: Gemeinsam auf dem Acker. Zürich: Rotpunktverlag.
- 6 www.blw.admin.ch/blw/de/home/international/nachhaltigkeit/2030-agenda-fuer-nachhaltige-entwicklung.html, abgerufen am 18. Juni 2019.